

Anders aufgefädelt

Die Basler Designerin Claudia Güdel feiert das 20-Jährige ihres Labels. Mit einer Herrenkollektion fing alles an.

Rahel Empl

Es war Ende der 1990er-Jahre, als Claudia Güdel beschloss, nichts mehr mit Mode zu tun haben zu wollen. Als Absolventin der Modefachklasse K&K in Basel zog es sie für ein Praktikum nach New York, zu Modeschöpferin Anna Sui. «Was ich da erlebt habe, hat mir jegliche Lust, in der Industrie zu arbeiten, vergällt. Die Diskrepanz zwischen Produktion und Verkauf war haarsträubend», sagt Güdel.

Sie sitzt im oberen Stock ihres Ateliers, trinkt Kamillentee und erinnert sich mit jedem Schluck mehr an desaströse Zustände in der Produktion in Manhattan: Hunderte Frauen, die in versifften Räumen Schicht nähen, zum Mittagessen gab es nichts anderes als Reis. «Ein paar Blocks weiter, an der Fifth Avenue, befand sich der Laden, alles pickfein, Messing, Chromstahl, verglaste Trennwände. Luxus pur. Als Laufmädchen wechselte ich stets zwischen diesen zwei Welten.»

Mehr als zwei Jahrzehnte sind seither ins Land gezogen. Heute ist Claudia Güdel eine feste Grösse in der Schweizer Modedesignszene. Ja, es läuft der 50-Jährigen rund: Ihre drei Boutiquen in Zürich und Basel brummen und für ihre Bekleidungskonzepte ist sie bei Hotels und Restaurants in der ganzen Schweiz sehr gefragt. Aktuell ist sie mit einem Hotel im Engadiner Dorf Schuls im Gespräch.

Kleidung, die von allen Klischees befreit

Kommenden Donnerstag nun feiert Güdel, die in Zürich aufgewachsen ist und heute mit ihrem Mann im St. Johann lebt, mit ihrem Team, Freundinnen, Freunden und Kundschaft im Atelier an der Markgräferstrasse das 20-jährige Bestehen ihres Labels. Selbsttredend mit einer grossen Modeschau, die auch auf der Strasse eine Runde dreht. Wenn Güdel das Glas heben wird, dürfte sie auch auf die Tatsache, dass sie ihrer Grundidee all die Jahre treu geblieben ist, anstossen. Und diese geht so: «Ich wollte Kleider entwerfen, die keine Schubladen bedienen, die die Trägerinnen und Träger von allen Klischees befreien. Niemand soll eine Rolle spielen müssen, sondern so sein, wie sie oder er ist.»

In den 20 Jahren ihres Schaffens wurde die Modeindustrie gehörig durchgeschüttelt. Das Onlineshopping kam auf, die Konkurrenz wurde um ein Vielfaches grösser. Gleichzeitig wuchs die Kritik an der energieintensiven, unökologischen Industrie, was kleinen Labels, die fair und nachhaltig produzieren, Auftrieb gab. Güdel setzte von Anfang auf Stoffproduzenten in Europa, produzieren lässt sie zu fairen Bedingungen in Polen.

Ja, irgendwie sei sie schon stolz, dass ihr Label noch immer Bestand habe, sagt sie in einer entwaffnend bescheidenen Art. Weil sie unabhängig von kurzfristig auftretenden Modeströmungen ihr Ding durchgezogen



Claudia Güdel in ihrem Atelier an der Markgräferstrasse. Hier feiert sie kommende Woche das Jubiläum.

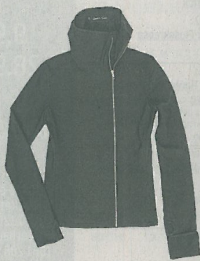
Bild: Nicole Nars-Zimmer

habe: «Ich mache keine Mode, sondern Kleider.»

Bereit für den Marathon in der Stadt

Zu den Klassikern im Güdel-Universum gehört die asymmetrisch geschnittene Ninja-Jacke aus atmungsaktivem Material, mit Kapuze, seitlichem Reissverschluss und Handschuh-Ab schlüssen. Ihre Kollektionen zeugen von einer Macht und ihr Konzept von einem echten Nachhaltigkeitsgedanken, die selten zu finden sind. Güdels Teile sind bekannt dafür, über Jahre schön zu bleiben und neben Funktionalität mit Eleganz sowie Sportlichkeit den Trägerinnen und Trägern eine gewisse Gelassenheit zu schenken. Weil sie für jede Situation für den Marathon in der Stadt, wie es Güdel ausdrückt – gerüstet sind. Zur Kundschaft gehören Leute zwischen 25 und 80 Jahren, auch Prominente wie der Basler Sänger Adrian Sieber.

Doch wie kam es, dass Güdel trotz der negativen Erfahrungen in New York doch noch den



Gehört zu den Güdel-Klassikern: die asymmetrische Ninja-Jacke. Bild: zvg

Schritt wagte? «Mir fehlte das Gestalten», sagt sie. Mit 30 entwarf sie ihre erste Mini-Kollektion – ausschliesslich für Männer – und stellte an der «Blickfang» in Zürich aus. Die Modelle waren im Nu ausverkauft, Güdel gewann den Eidgenössischen Wettbewerb für Design.

Dass sie mit einer Herrenkollektion startete, ist bemerk-

«Ich wollte Kleider entwerfen, die von allen Klischees befreien.»

Claudia Güdel Designerin

wert. Viele Designerinnen und Designer meiden dieses Terrain – Männer gelten als schwierige Kunden, oftmals kommen die Kleidungsstücke zu Ladenhütern. Güdel sieht das anders: «Männer wollen einfache Kleider und sind nicht so in diesem Modезirkus aktiv. Genau das fand ich gut, habe es bewusst anders aufgefädelt.»

Dann realisierte sie allerdings rasch, dass auch viele Frauen diese Teile wollten, und somit lancierte sie kurze Zeit später auch eine Damenkollektion.

Ein Zeitgeist, der die Gesellschaft färbt

An der Modeschau am Donnerstag wird auch wieder die Ninja-Jacke zu sehen sein. «Aber ich setze nicht nur auf die Klassiker, habe meinen Stil weiterentwickelt.» So haben sie in den Anfängen meist die Farbe Schwarz im Fokus gehabt. Als es vor ein paar Jahren darum ging, Material für eine Regenjacke zu kaufen, wählte sie intuitiv auch die Farbe Gelb. Dieses Modell verkaufte sich dann am besten.

Wer in der Designwelt unterwegs ist, müsse sich unbedingt Zeit nehmen, ein Gespür für die wahren Bedürfnisse der Leute zu entwickeln, sagt Güdel. «Es gibt einen Zeitgeist, den die Gesellschaft jeweils färbt. Der Ausdruck des Jetzt in meinen Kollektionen ist mir wichtig – solange ich meiner Linie treu bleiben kann.»

Rutschmadame Ein bisschen mehr Berg

So, so. Die Amis fliegen auf den Mond. Wollen sie, was sich dort getan hat in den letzten 50 Jahren. Oder ein paar nette Aliens angeldelt haben, mit denen die Astronauten Karten spielen können. Wir alle streben nach Begegnungen der anderen. Bloss lässt man die grosse Mehrheit von uns nicht auf den Mond. Dieses Erlebnis einer Elite vorbehalten – wir sind verdammt, auf der Erde auszuharren. Hier besuchen uns Aliens kaum. Die wissen gestresst wie wir alle sind, wie zertrütert alles ist. Vielleicht wissen sie sogar, wann die Erde explodiert. Oder sie ahnen es. Bestimmt haben sie ein Wettbüro auf dem Mond eingerichtet und warten den grossen Knall.

Doch es gibt auch bei uns Lebewesen, denen kann niemals ein Mensch begegnen. Die Bären im Engadin beispielsweise. Sie lümmeln sich in den Monaten in der Bergwelt herum – und bis auf Kam hat sie noch nie jemand gesehen. Ha! Dachte ich mir, fuhr hin. Mit ein bisschen Geduld werde ich die Bären schon finden; das wird ein einzigartige Begegnung, ich sicher.

Nach Tagen der unermüdeten Suche gab ich auf. Nach einmal Murmelis haben mich nötig erachtet, mich zurecht zupfeifen. Ich setzte mich auf Moos und starrte ins Gebirge. Manche Berge schauen traurig, andere lächeln; die meisten aber sind freundliche Kerle. Was alle gemein haben: Sie stehen einfach da, seit Jahrtausenden und halten aus, was um sie herum und auf ihnen geschieht. Wahrscheinlich ist der Klimawandel das Einzige, was sie etwas aus der Ruhe bringen könnte. Sonst aber? Die Berge sind gelassen, geduldig, entspannt und friedlich. Sie sehen kommen und gehen und juckt sie nicht, wenn Menschen auf ihnen herumkraxeln. Ich kam mir schäbig lächerlich. Eine gestresste Unterländerin auf der Suche nach einem Wildtier, bloß weil sie eine Begegnung mit einer anderen Art erleben möchte. Warum eigentlich? Wäre nicht erstrebenswerter, ein bisschen mehr Berg zu sehen? Gelassen, geduldig, entspannt und friedlich? Und so wandert zurück ins Tal, meine neue Kumpels im Rücken, und dachte mir: Wer braucht den Mond, wenn er die Berge haben kann? Das denkt sich wohl auch der Bär. Schlaft Kerl. Irgendwann werden wir uns schon noch begegnen werden?



Martina Rutschmann